Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1912-1913)

Artikel: Der Narr in Christo
Autor: Faesi, Robert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750554

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER NARR IN CHRISTO

Nach fast einem Viertelhundert Dramen und reichlich ebensovielen Jahren dichterischen Schaffens schreibt Gerhart Hauptmann den ersten Roman: „Der Narr in Christo, Emanuel Quint."

Man behauptete seit langem, er habe sich in der Form vergriffen und sei ein ins Drama verirrter Epiker. Wurde er dadurch bewogen, in reifem Alter noch ein Gebiet zu besiedeln, das man ihm als sein ureigentliches pries? Oder erkannte er, dass die subtile Gestalt seines Helden in der derbern Optik des Theaters leicht ins Lächerliche verzerrt würde und seine besten seelischen Werte unsichtbar bleiben müssten? oder war ihm der unerbittlich knappe Rahmen des Dramas für die breite Fülle seines Gemäldes zu eng?

Die Hauptmann eine Zukunft im Roman prophezeiten, mögen nun triumphieren. Es zeigt sich, dass er die Mittel dieser Form — mit einer Ausnahme, wie wir sehen werden — beim ersten Griff mit sicherer Meisterschaft handhabt.

Hatte er sich wirklich bisher in der Form vergriffen? Gewiss, bei einem Vollblutdramatiker finden wir nicht diese seltsame Theaterfremdheit, diese Gleichgültigkeit gegenüber den spezifisch dramatischen Gesetzen der Steigerung, der kausalen Verknüpfung, der verschärften Spannung, der konzentrierten Komposition; aber mir scheint, zum Drama trieb es den Plastiker Hauptmann. Auf wie vieles die dreidimensionalen Künste des Dramas und der Plastik auch verzichten müssen: ihre eigentliche Aufgabe, die unmittelbare sinnliche Darstellung des Menschen, können sie in weit vollendeterem Maße realisieren, als dies der zweidimensionalen Epik und Malerei je gelänge.

Hauptmanns eigentliche Stärke: runde, wirkliche Menschen zum Greifen lebendig vor uns hinzustellen, ihre Gebärden, ihre Sprache zu Offenbarungen ihrer Seele zu machen, ihre Wesenheit in wenigen Äußerungen festzuhalten: all diese besten, indirekten Mittel der Charakterisierung können im Roman weniger zur Geltung kommen, dem eine inferiore, weil direktere, mehr erklärende als gestaltende Technik eignet.

Diese Verluste lässt uns Hauptmann verschmerzen, indem er von den weitern Rechten des Epikers möglichsten Vorteil zieht:

das im Drama gerügte Nebeneinander zu hier wirksamer Breite entrollt, die psychischen Vorgänge in liebevoller Milieuschilderung aufs sorgfältigste fundamentiert, und in fruchtbarer Schöpferlust eine ganze kleine Welt bevölkert. Es fragt sich, ob unser Dramatiker nicht sogar in diesem Epos zu undramatisch geworden ist. Die Lückenlosigkeit seines psychologischen Bildes ist nur durch große Längen erkauft worden; Stockungen und Retardationen hemmen allzusehr die volle und gradlinige Entrollung; um ein Vierteil gekürzt wirkte das Buch energischer, ohne Wesentliches verlieren zu müssen. Wer die Sensationen eines sogenannten spannenden, ja auch nur eines temperamentvollen Romans erwartet, der lasse die Finger davon. Dies Buch liest sich nicht leicht.

Unter dem allgemeinen Verhängnis der Zeit, dass die leicht lesbare Literatur sich mehr und mehr von der wertvollen scheidet, leidet Deutschland in noch höherm Maße als andere Länder.

In seinem zweiten, erst in einer Tageszeitung erschienenen Roman „Atlantis", der in jeder Beziehung einen Gegensatz zu „Quint" bildet, scheint Hauptmann den Versuch unternommen zu haben, die freiere Form des Unterhaltungsromans fruchtbar zu zu machen; so weit ich sehe, kann sich aber dieses weltliche Epos an Wert mit dem religiösen nicht messen.

Die momentane Popularität verschmerzt Quint gleich den vielen besten, langweilig gescholtenen deutschen Romanen, an deren Unerschöpflichkeit die Zeit vergebens zehrt. Das Werk ist in eine, auf jeden billigen Effekt verzichtende Form gekleidet, die es durchaus über den Tagesgeschmack hinaushebt. Exakter, modern wissenschaftlicher Geist, echt deutsche gewissenhafte Versenkung und hauptmannsche Innigkeit sind hier eins geworden.

Man nennt Hauptmann den deutschen Vertreter des Naturalismus. Er entfernt sich zusehends von diesem Pol der Kunst. In manchen symbolischen, romantischen und märchenhaften Dramen hatte er mit gewaltsamer Ungeduld einen höher gelegenen Standpunkt erzwungen, den er freilich nur unsicher innehatte; die unnaturalistische Technik dieses Romans handhabt er aber mit gelassener Festigkeit.

Der naturalistische Erzähler setzt in einer pointillistischen Manier einen kurzen konstatierenden Hauptsatz an den andern,

nicht unähnlich dem Telegrammstil. Durch dieses atomistische und analytische Prinzip vermag er abgerissen lakonisch, im übrigen bald trockner, bald lebhafter, ja nervös zu wirken.

Von diesem zeitlich tief begründeten Stil beginnt man neuerdings auf der ganzen Linie abzufallen und auf die konservativere echt deutsche Erzählungskunst Goethes, Kleists, Kellers zurückzugreifen. Die sprachlichen Bausteine werden wieder künstlicher und reicher verbunden, die Satzteile einander über und untergeordnet und verschlungen, der Ton lakonisch wissenschaftlichen Konstatierens durch den, je nach Temperament, leichter oder schwerer fließenden des eigentlichen Erzählers abgelöst.

Der Roman des Narren gleitet in einem gleichförmig ruhigen, ja etwas trägen Tempo einer gediegen ausgearbeiteten, eher schweren und satten Sprache dahin; der Impressionist ist dem Chronisten gewichen.

* * *

Hauptmanns Roman hat zum Gegenstand eine seltsame religiöse Bewegung in Schlesien in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, hervorgerufen durch einen jungen Menschen, dessen geistige Physiognomie zusammengesetzt ist aus den Zügen eines weltfremden Narren und denen Christi.

Seit Grimmelshausen seinen Simplicius Simplicissimus, ja seit Wolfram seinen Parcival im Narrenkleid in die Welt hinein schickte, ist der „reine Tor“ ein Liebling in der deutschen Dichtung gewesen. Mit Recht ein Liebling! Leuchten bei seinem Anblick nicht die schönsten Möglichkeiten der menschlichen Seele auf? Und wirft die schmerzliche Unvollkommenheit und Verworfenheit der Welt in diesem Licht nicht um so schärfere Schatten? Ist diese Situation, wie die unberührte Güte und Unschuld arglos in die arge Welt tritt, nicht dazu angetan, eine Fülle der Empfindungen: Rührung, Tragik, Bitternis, Ironie, Mitleid, Resignation, Empörung in uns heraufzubeschwören?

Es mag diesem reinen Toren sehr verschieden ergehen. Er mag wie der gewitzigte Simplicius sich recht gründlich an die böse Welt akklimatisieren und mit der Schellenkappe seine Reinheit wegwerfen, oder — die Narrenkappe wird zur Dornenkrone.

So geht es Quint. Wie unberührt er sein himmlisches Licht bewahrt, die Welt verstrickt ihn doch, unschuldig wird er schuldig — wider Willen und Wissen wie Parcival —, stiftet so Fluch wie Segen, so Verfinsterung als Erleuchtung, und sein Schicksal wird zum Schicksal vieler. Er verfällt den Mächten, von denen der greise Harfner singt:

> Ihr führt ins Leben ihn hinein
> Und lässt den Armen schuldig werden.

Es ist auch gar nicht anders denkbar, als dass die menschliche Gestalt Christi in der deutschen Literatur so gut wie in jeder andern unzählige male nachgeschaffen worden — vom altdeutschen „Heliand“ bis weit über Klopstocks „Messias“ hinaus — und vollends auf andere Gestalten abgefärbt hat.

Noch in den Büchern unsrer Zeitgenossen wimmelt es von christähnlichen Aposteln und Heiligen, nur dass ihr Glorienschein, der aus dem mystischen Dämmer des Mittelalters klar herausglänzt, in der elektrischen Beleuchtung der Gegenwart unsichtbar geworden ist und dass uns ihre Heiligkeit nicht mehr legitimiert.

Der bedeutendste Dichter des heutigen Holland: Frederik van Eeden, schafft in dem schlichten Scherenschleifer Markus, der den kleinen Johannes auf dem Lebensweg begleitet, die rührende Gestalt eines modernen Evangelisten, der zum Märtyrer seiner Wahrheit und seines Menschenrettertums wird. Und der Klassiker der Verbrechergestalten, Dostojewski, ist es, der zugleich das reinste Weiß der menschlichen Seele malt.

Sein Fürst Lew Myschkin ist der nächste Verwandte Emanuel Quints. Sie sind Brüder durch das Höchstmaß ihrer Reinheit, die Naivität ihres Altruismus, durch die kindergleiche Unschuld, die kindergleiche Unbekümmertheit um Geld, Gut und Macht. Sie sind „Dummköpfe, die die Welt nicht kennen“ oder vielleicht doch kennen? und nur nicht nützen können? Denn mit divinatorischem Spürsinn feinster Seelen erraten, durchschauen sie die Menschen so wie es keine Schlangenklugheit kann.

Was jemand zu Myschkin sagt, das könnte er zu Quint sagen:

> Bald sind Sie die leibhaftige Verkörperung einer solchen Unschuld, einer solchen Herzenseinfalt, wie sie selbst im goldenen Zeitalter unerhört gewesen sein muss, und bald wiederum, oder vielmehr gleichzeitig, durchschauen Sie einen mit den tiefsten psychologischen Beobachtungen, die einem wie Pfeile durch Mark und Bein gehen!

Der „eigentümlichen Kraft zu faszinieren“ kann sich niemand entziehen, lächerlich und ehrwürdig zugleich entzünden sie Liebe und Hass und ohne Absicht und Wollen lösen sie und wühlen das Innerste der Menschen heraus, enthüllen ihr Bestes und Schlimmstes und wirken wie Sauerteig. Sie leiden und werden unschuldig schuldig, wollen das Beste und stiften so Unheil wie Segen, sind befleckt und rein zugleich.

Sie haben die Ursprünglichkeit genialer Menschen und den einen schimpfen sie „Narr in Christo“, den andern „Der Idiot“. Kein Zufall, sondern tiefe schmerzliche Ironie, dass Hauptmann wie Dostojewski dies Schmähwort zum Titel ihrer Bücher erkoren; haben gerade in der Religionsgeschichte sind Schmähnamen oft zu Ehrennamen geworden. Und Dostojewski meint, es bedürfte keines Beweises, dass „die größten Erfinder und Genies fast immer zu Beginn ihrer Laufbahnen, sehr oft aber auch noch zu Ende derselben, von der Gesellschaft für nichts weniger als ausgesprochene Dummköpfe gehalten worden sind,“ während für praktische Tüchtigkeit Mangel an Originalität und eine gewisse geistige Stumpfheit notwendige Voraussetzung sei.

Aber warum ist uns von diesen Zwillingsbrüdern der eine vertraut, der andre fremd? Darum: Quint ist ganz germanisch, der Idiot ganz slavisch. Vielleicht ist nur bei einem Volk, dessen Impulse noch nicht durch die langen und steten Einwirkungen der Kultur geebnet worden sind, dieser „Mangel an Maßgefühl“ möglich, wie er uns in der russischen Literatur auffällt und an dem der „Idiot“ laut Zeugnis seines eigenen Schöpfers in so „phänomenaler“ Weise leidet, wogegen Quint in einer fast würdigen Ruhe durch seine Leiden schreitet. Und russisch ist des Idioten seltsam analytische Selbstzerfaserung, von der die einfachere und sanft gerundete Naivität Emanuels nichts weiß.

* * *

Beide sind unheilbar pathologisch. Der Idiot leidet an der „großen, heiligen Krankheit“: der Epilepsie, und endet im Irrenhaus; der Narr in Christo leidet und geht zugrunde an religiösem Wahnsinn.

Mit zwingender Kunst ist die Fixierung seiner Einen Wahnidee dargestellt. Diesem verschupften, unehelichen Tischlerssohn aus

dem Eulengebirg stellt sich in seiner Weltabgeschiedenheit und Unbildung keine intellektuelle Hemmung, keine Spur skeptischer Selbstkritik in den Weg. Er, der jede Leidenschaft in sich beherrscht, ausgenommen die Liebe zu Gott, fällt dem Übermaß dieser einen Sehnsucht zum Opfer. Ihn überwirft, ihn überschwemmt die unerhörte Macht seines religiösen Empfindens.

Hauptmann ist geneigt, „das eigentliche Urphänomen des religiösen Lebens“ aus elementarem Naturgefühl abzuleiten.

> Das Leben in der gesamten Natur, die wir kennen, insonderheit alles organische Leben, vollzieht sich für uns in Form von Bewegung, insonderheit durch Geburt, Tod und Wiedergeburt. So war denn auch in Quintens Seele die tiefste Erfahrung immer wieder das göttliche Sterben und das göttliche Auferstehen. Von allen Bildern im Reiche der Erscheinungen, die sein Auge zu fassen verstand, war ihm die Sonne, die aufging, und die Sonne, die unterging, das gewaltigste und zugleich das tiefste Symbol. Wie sie hinabsteigt und wieder ersteht, so starb und erneute in seinem Geist sich das Licht, und wenn es heraufkam, sah er voll wahrhaft heiligen Jubels die Welt, nicht in Flämmchen, sondern in der hellen Glorie, in der ganzen glückseligen Tageshelle des, wie er meinte, heiligen Geistes stehen.
>
> Wie nun aber die wirkliche Sonne, wenn sie aufgeht, allein die Freiheit des Himmels über sich hat, nicht aber die Dächer der Hütten, Paläste und Kathedralen, so war es auch bei dem Sonnenaufgang im Herzen Quints: nämlich, es kam eine fast quälend erhabene, fast ihr Gefäß zersprengende Empfindung von Größe in ihn, die ihn auf die Spitzen der höchsten Türme wie auf das winzige Werk einer Ameise herabblicken machte. Diese Empfindung war so umfassend, dass er sich selbst im allwissenden Geiste Gottes zu wohnen schien und keine andere als diese war es, an die er dachte, so oft er die Einheit von sich und dem Vater, von sich und dem Sohne, von sich und dem heiligen Geist behauptete.

Was ist das anderes als höchste Intensität pantheistischen Gefühls? Nicht umsonst erinnert diese Stelle an ähnliche unseres größten pantheistischen Dichters Goethe: an Pandoras Gestammel „namenloser Gefühle“, an Fausts rauschenden Hymnus zum „erhabnen Geist“ in der Szene „Wald und Höhle“, und vor allem an die Flucht des jungen Wolfgang selbst in die Wälder, wo er sich von den Schauern des Erhabenen erfassen lässt, was er als Greis so beschreibt:

> So viel aber ist gewiss, dass die unbestimmten, sich weit ausdehnenden Gefühle der Jugend und ungebildeter Völker allein zum Erhabenen geeignet sind, das, wenn es durch äußere Dinge in uns erregt werden soll, formlos oder zu unfasslichen Formen gebildet uns mit einer Größe umgeben muss, der wir nicht gewachsen sind. Eine solche

Stimmung der Seele empfinden mehr oder weniger alle Menschen, so wie sie dieses edle Bedürfnis auf mancherlei Weise zu befriedigen suchen. Aber wie das Erhabene von Dämmerung und Nacht wo sich die Gestalten vereinigen, gar leicht erzeugt wird, so wird es dagegen vom Tage verscheucht, der alles sondert und trennt, und so muss es auch durch jede wachsende Bildung vernichtet werden, wenn es nicht glücklich genug ist, sich zum Schönen zu flüchten und sich innig mit ihm zu vereinigen, wodurch denn beide gleich unsterblich und unverwüstlich sind.

So überwältigen die Schauer der tiefen vierwöchentlichen Einsamkeit in der Natur jeden Widerstand des armen Quint. Jedes Maß des Wirklichen geht ihm vor ihrer Größe verloren; so trunken macht sie ihn, „dass er sich kaum noch als Mensch empfand", nur noch als Geist, und also als göttlich.

Was an sinnfälligen Dingen ihn seit seiner Jugend umgeben hatte, kannte er nur gemäß den natürlichen Spiegelungen der Seele und jener Liebesbeziehung, die ihn mit allem, was ist, verband. Darum blieben ihm Himmel und Wolken, Mond und Sterne das reine Mysterium. Desgleichen die Erde mit ihrem Getier, Gestein und Gras, und als er nun durch den Sinn des Gesichts und Gehörs dies alles aus tiefer Einsamkeit in sich fasste, schien ihm jegliche Kreatur, und das ganze der ihn umgebenden Welt der Erscheinung das durch den Mund Gottes gegangene Wort zu sein.

Und wie nun die Sonne mit dunkel purpurnem Lichte, goldfeurig warm, in weiter Glorie spielend, ins Irdische brach und die Räume gleichsam mit einem urgewaltigen Gottesgetümmel erfüllte — dieweil es von Becken, Pauken, Posaunen und Harfen vor den Ohren des armen Apostels toste und klang! — so konnte Emanuel sich nur noch einen Augenblick lang hoch aufrichten, einen Augenblick fest in die brünstige Lohe sehn, um dann, von einem brennenden Schmerz im innersten Herzen gleichsam versehrt, in die Knie zu sinken — einem Schmerz, der eben so süß, als brennend war! — und stammelnd für alle um Gnade zu flehn.

Diese namenlosen und unbeschreiblichen Offenbarungen erinnern an ein ähnliches Übergefühl des „Idioten", das freilich nicht durch die Natur, sondern durch seine Krankheit ausgelöst wurde. Von jener Einen blitzartig erhellten Sekunde, die seinen fürchterlichen epileptischen Anfällen vorausging, sagt er aus, dass man „um ihrer Seligkeit willen das ganze Leben hingeben könne", dass ihn diese „unendliche Ausspannung des Selbstempfindens Größe, Fülle und Ewigkeit fühlen lasse und ihn mit allem aussöhne, wie ein begeistertes hymnisches Zusammenfließen mit der höchsten Synthese des Lebens". — „In diesem Augenblick glaube

ich jenes ungeheure Wort zu verstehen, dass die Zeit nicht mehr sein wird. Wahrscheinlich ist es die selbe Sekunde, in welcher der bis zum Rande mit Wasser gefüllte Krug des Epileptikers Mohammed umstürzte und doch nicht Zeit hatte, überzufließen, während Mohammed in der selben Sekunde alle Gärten Allahs überschaute."

Jene ungeheure aber vage Empfindung Quints nimmt ihre besondere Gestalt an durch seine innige Durchtränkung mit dem Geist des Evangeliums. Einzig aus dem neuen Testament saugt dieser Enterbte seine ganze Nahrung, sein ganzes Leben, seine ganze Seligkeit.

Er empfindet sich als Teil des Ganzen, als Kind des Weltgeistes, ja, aber als Sohn Gottes, als *der* Sohn Gottes.

Er hört Stimmen, die ihn so begrüßen:

> „Ich bin nicht Christus, Gottes Sohn," sagte Emanuel, und indem er hinzusetzen wollte: „ich bin nur ein Mensch", trat ihm ganz unwillkürlich das Wort auf die Zunge: „Ich bin nur des Menschen Sohn." Darüber erschrak er aber sogleich; denn es musste ihm einfallen, wie der Heiland sich auch mit diesem Namen bezeichnet hatte. So hatte auch dorthin, wohin er ausweichen wollte, der Böse eine Falle gestellt.

Aber vergebens versucht er in wahrhafter Bescheidenheit dem Geiste der selbstbetrügerischen Überhebung zu entgehen, der Strom des religiösen Rausches verschlingt auch diesen letzten Wall der Demut.

In einem Traum von schärfster Deutlichkeit glaubt er das Wunder der Weihe zu erleben.

> Nämlich, indem Quint und die Gestalt des Heilands . . . mit geöffneten Armen einander entgegenkamen, schritten sie ganz buchstäblich einer in den andern hinein, derart zwar, dass Quint den Körper des Heilands, das ganze Wesen des Heilands in sich eintreten und in sich aufgehen fühlte. Dieses Erlebnis war zugleich so unbegreiflich und wunderbar durch seine vollkommene Realität: denn es schien nicht anders, als dass wirklich fühlbar in jedem Nerven, jedem Pulsschlag, jedem Blutstropfen zu innerst und innigst die mystische Hochzeit stattfand und Jesus in seinen Jünger einging und in ihm sich auflöste.

Fast mit den selben Worten — „Jesus kam auf ihn zu und schritt in ihn hinein" — hatte Hauptmann diesen Gipfel religiösen Erlebens schon einmal, zwanzig Jahre zuvor, beschrieben, nämlich in der „Novellistischen Studie": *Der Apostel.* Diese wenigen

Seiten gewinnen ein neues Interesse als Vorstudie zum „Quint", ja als seine eigentliche Urzelle, in welcher die selben religiösen Probleme fast sämtlich schon im Keim nachzuweisen sind. Die weitern Wandlungen sind uns unbekannt. Wenn eine Bemerkung Bartels wörtlich aufzufassen ist, so hatte Hauptmann 1897 die Absicht, Christi Gestalt selbst darzustellen. Dann hat er wohl recht getan, dieses heikle Unterfangen einem Frenssen zu überlassen und den Christustyp auf den festen, vertrauten Boden schlichten deutschen Volkstums zu stellen. Darin besteht übrigens auch der Hauptvorteil vor dem „Apostel", der als ein Gebildeter im modernen Zürich sein halb närrisches Wesen treibt.

Im Sinne eines Wortes von Novalis: „alle Bezauberung geschieht durch partielle Identifikation mit dem Bezauberten", ist Quint fortan mehr und mehr ein Bezauberter, indem er sich immer deutlicher mit Christus identifiziert.

Der Wahn, der bloß der Übergewalt seines religiösen Erlebens entsprang, dem Sicheinsfühlen mit Gott, festigt sich an den Worten Christi, die Quint sozusagen ohne Anführungszeichen ganz zu den seinen macht, und an gefährlichen Redensarten, wie „Gott ist nicht fern! Gott ist hier! Gott ist bei uns! In mir ist Gott!" „Ich bekenne mich ganz als den, der in mir ist." „Der Vater ist in mir."

Es geht den andern wie ihm selbst: was er erst gleichnishaft zum Ausdruck innerlichen Erlebens meint, das nehmen sie wörtlich, hören seinen Christuswahn heraus, bevor er sich in ihm selbst recht festgesetzt hat, und tragen so wohl noch zu seiner Bildung bei. „Endlich könnte man sagen, dass sich das Heilandsbewusstsein Quints in dem Maße vergröberte, als er genötigt war, es den rohen und grellen Forderungen der niederen Bedürftigkeit seiner Gemeinde anzupassen".

* * *

Hier lauert ein anderes Problem: In welche Beziehung tritt das höchstpersönliche religiöse Erlebnis zur äußern Welt? Wie ergeht es dem religiösen Verkünder, wie seiner Lehre unter den Menschen?

Jeder wahre oder falsche Prophet und jedes Prophetchen findet zum mindesten einen kleinen Kreis von Jüngern, der sich dann vielleicht zu einer Gemeinde ausweitet. Und Quint säte auf einem fruchtbaren Boden, „auf den Mutterboden für alles ursprünglich Junge und Neue“, in das „ganz unberührte Volkstum“ einer abgeschiedenen Gegend.

> Im Volk, das heißt bei der ungeheuren Mehrzahl von Menschen, besonders vielleicht in der bodenständigen Schicht, lebt, unaustilgbar, nicht immer eingestandenermaßen, die Hoffnung auf einen Menschen, oder auf einen Tag: und dieser Mensch, dieser Tag, wurden hier als erschienen, oder in nächster Nähe verkündet.

Zur religiösen Empfänglichkeit und Leichtgläubigkeit trägt eines gewaltig bei: die Not.

> Wie mit der Geißel erbarmungslos vorwärts treibend, steht hinter diesen Leuten das grauenvolle Gespenst der Not. Sie sehen Fremde und Feinde ringsum, die meisten drohend, bestenfalls mit kaltem und hämischem Blick der Überanstrengung ihrer Kräfte zuschauen. Und so nimmt schließlich die Angst ungeheure, mythische Formen an. Überall, nicht mit Unrecht, sehen die Armen raubtiermäßig verderbliche Mächte lauern und des Augenblicks warten, wo die Belauerten etwa auch nur vorübergehend Müdigkeit überfiele, wo denn sogleich immer ihr Schreckensschicksal entschieden ist.

So hängt sich an Quint das ganze Heilsbedürfnis dieser Armen, Beleidigten und Erniedrigten; eine seltsame Jüngerschar umkreist ihn planetenhaft: Mit grenzenloser Liebe und fanatischer Begeisterung verkünden die beiden Brüder Scharf, arme Weber und Sektierer, ihren neuen Heiland. Es schließt sich an die groteske Gestalt des Schneiders Schwabe, und die unheimliche, tierisch dumpfe des böhmischen Josef, der, kein Zöllner und Sünder, wohl aber ein Schmuggler und Sünder, in seinem Zigeunerblut „Aberglauben, mystische Auffassung der Natur und Trieb zu ruhelosem Umherschweifen“ geerbt hat. Die hysterische Dienstmagd Therese Katzmarek und andere aufgeregte und verhärmte Frauensleute geraten mit in den Bann; bei dem Sonderling, dem Talmüller, versammelt sich die Gemeinde, und der ehemalige Heilsarmeeleutnant Diebitz bringt etwas wie Organisation hinein. Das allen Gemeinsame: sie waren „die wahrhaft Enterbten dieser Erde“.

So bricht in ihre unsägliche Alltagsmonotonie und Bedrängnis Quint wie ein erlösendes Licht; Hoffnung, Glaube, Liebe fliegt ihm unbedingt zu.

Aber hier beginnt die Tragödie des Missverständnisses. Denn ihr Messias will ihnen etwas anderes geben als sie suchen. Zwischen seiner innern Heilserfahrung und ihrem äußern Heilsverlangen ist eine unüberbrückbare Kluft. Sie sind nicht reif, sind aus zu grobem Stoff für seine Gabe.

So sieht sich Quint plötzlich von einer Menge umlagert, die um Rettung von der materiellen Not ihres Daseins bettelt, um Heilung von äußerer Krankheit und körperlichen Leiden. Vor allem, sie wollen Wunder! Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.

Und da steht ein Mensch, überquellend von Mitleid, Liebe, Barmherzigkeit, und kann seine beste Hilfe nicht geben! Das Tiefste, fühlt er, „kann man denen nicht aussprechen, die auf Linderung ihrer Leiden harrend, auf Sättigung ihrer Begierden hinwirken! Am allerwenigsten denen, die einen Gott in Körpergestalt, anstatt des heiligen Geistes, sehen. Jene sind in Hoffnung, ich bin in Gewissheit. Freilich, wenn ich den Jammer der Menschen wieder sehe, dem ich entronnen bin, so packt mich mitunter der alte Gram, das alte Grausen, die alte Verzweiflung, und ich schäme mich meiner Glückseligkeit."

„Dergleichen Augenblicke," fuhr Quint fort, „packen mich manchmal so mit Gewalt, dass ich mich bald so, bald so vernichten möchte. Das einemal ruft es in mir: rette dein Himmlisches vor der Welt! Verlasse die Welt und fliehe noch tiefer hinein in Gott! Das anderemal treibt es mich an, trotzdem ich weiß, warum der Heiland für uns gestorben ist, mich, gleich wie er, am Kreuze der Menschheit, zum Wohle der Menschen, nochmals zu opfern. Die Menschen, selbst wo sie sich roh gebärden, nicht zu lieben, gelingt mir nicht. Es ist in allen eine große Hilflosigkeit. Ich fühle ein schmerzliches Mitleid in mir sich steigern bis zur Qual, wenn ich die Menschen sinnlos gegen sich selbst, den Menschen, wüten sehe. Sie sind blind. Sie wissen nicht, was sie tun."

Von diesen zwei Wegen: sein Himmlisches hartherzig vor der Welt retten — und Einsiedler werden, oder sich selbst — und vielleicht mehr als das: die Reinheit seines Evangeliums opfern, wählt Quint diesen schwereren, menschlichern.

Häufig schon ist die Tragödie der Realisierung des Idealen gestaltet worden, deren deutlichste Form wohl die Tragödie des Religionstifters ist, der aus Begierde, seine Heilsbotschaft zu verwirklichen, sie verliert.

Im Verkehr mit Basedow und vornehmlich mit Lavater wird in Goethe der Gedanke rege:

> dass freilich der vorzügliche Mensch das Göttliche, was in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte. Dann aber trifft er auf die rohe Welt, und um auf sie zu wirken, muss er sich ihr gleichstellen; hierdurch aber vergibt er jenen hohen Vorzügen gar sehr, und am Ende begibt er sich ihrer gänzlich: das Himmlische, Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen. Nun betrachtete ich den Lebensgang beider Männer aus diesem Gesichtspunkt, und sie schienen mir eben so ehrwürdig als bedauernswert; denn ich glaubte vorauszusehen, dass beide sich genötigt finden könnten, das Obere dem Untern aufzuopfern. Weil ich nun aber alle Betrachtungen dieser Art bis aufs Äußerste verfolgte, und über meine enge Erfahrung hinaus nach ähnlichen Fällen in der Geschichte mich umsah, so entwickelte sich bei mir der Vorsatz, an dem Leben Mahomet's, den ich nie als einen Betrüger hatte ansehen können, jene von mir in der Wirklichkeit so lebhaft angeschauten Wege, die anstatt zum Heil, vielmehr zum Verderben führen, dramatisch darzustellen.

Den selben Gedanken verwertet Hauptmann schon im „Apostel. Warum, fragt sich dieser, verfolgten ihn überall in den Straßen die Menschen,

> und ließen sich nicht genügen an seinem Anblick? Erwarteten sie mehr von ihm? Hofften sie in der Tat von ihm etwas Neues, Außergewöhnliches, Wundervolles zu sehen? Es kam ihm vor, als spräche aus der eintönigen Hast der Geräusche ihrer Füße ein starker Glaube, ja mehr als dies: eine Gewissheit. Und plötzlich ging es ihm hell auf, weshalb Propheten, wahrhaftige Menschen voll Größe und Reinheit, so oft am Schluss zu gemeinen Betrügern werden. Er empfand auf einmal eine brennende Sucht, einen unwiderstehlichen Trieb, etwas Wundervolles zu verrichten, und die größte Schmach würde ihm klein erschienen sein im Vergleiche zu dem Eingeständnis seiner Unkraft.

Einen Augenblick scheint es, als ginge Quint diesen Weg des Selbstverlustes. Aber er unterdrückt die Wallungen der Eitelkeit und Nachgiebigkeit, trotzdem seine suggestive Kraft stark genug ist, selbst ohne seinen Willen wohltätig, wunderbar, ja heilend zu wirken.

Er lässt sich sogar nach seinem ersten Triumph und Martyrium dazu bewegen, sich unter dem wohlmeinenden Protekto-

rat einer Gönnerin, eines herrenhutischen Schlossfräuleins in die Obhut schlichter Gärtnerleute zurückzuziehen. Aber seine meisterlose kleine Gemeinde gerät unterdessen auf die Abwege gefährlicher Exaltation und eines wüsten krankhaften Orgiasmus; es hält ihn nicht länger in seinem sturmumfriedeten Landidyll, Verantwortlichkeit und Liebe treiben ihn, die in die Irre Geratenen zurechtzuweisen.

Als jedoch sein irdisches Reich sich nicht und immer noch nicht verwirklicht, da verliert einer um den andern Geduld und Glauben, sie verlangen seine Legitimation von Gott: „Was tust du für ein Zeichen, auf dass wir *sehen* und glauben dir? *Zeige* uns das Brot des Lebens!“

Aber bis an sein Ende bleibt er starr und unbeirrbar im Guten wie im Schlimmen und hält sich rein von jeder Konzession, die kluge Berechnung verlangt. So wird er zwar nicht tragisch schuldig in jenem höhern Maße Mohammeds, der äußerlich ein Sieger, innerlich besiegt ist, sondern äußerlich besiegt bleibt Quint innerlich doch siegreich, und wird notwendig zum Typus des Märtyrers mit dessen eignem Schmerz und dessen Wonnen.

Er wird eines Mordes verdächtigt, den der böhmische Josef begangen. Aber obschon es ihm leicht fiele, tut er nicht das Geringste zu seiner Rechtfertigung, gleichsam als wollte er die Schuld und das Leid der Mitmenschen auf sich nehmen. Die Anhänger aber, wie ihr Meister so, freiwillig und gefasst, seinem Martyrium entgegenschreitet, bleiben einer um den andern zurück, und auch die Brüder Scharf, seine ersten und letzten Jünger, fallen wankelmütig von ihm ab.

Um diese blindgläubige Jüngerschar (deren Kleinmut ihn endlich doch verrät) sammelt sich eine Gemeinde solcher, die von der Wucht dieser religiösen Erregung gleichsam mitgerissen werden, und deren einer (der Talmüller) bezeichnend gesteht, „er habe eigentlich seltsamer Weise immer alles zugleich geglaubt und nicht geglaubt“.

Aber selbst Gebildete werden eine zeitlang durch Quints seltsame Faszinationskraft ihrer klaren Besinnung beraubt, so der feurige Herrenhuterprediger Nathaniel, der sich zur Rolle Johannes

des Täufers hinreißen lässt. Viele, die den Wahn seiner Göttlichkeit durchschauen, werden doch durch seine reine Menschlichkeit in den Bann grenzenloser Verehrung und Anhänglichkeit gezogen: eine Diakonissin, eine Kellnerin, die schwermütige Gestalt eines genialen weggejagten Primaners, ein dem Trunk ergebener Akademieprofessor, in dessen unsichern Zügen wir den Kollegen Crampton wiederzuerkennen meinen. Und Beladene jedes Alters und Standes, auch des höchsten, drängen sich trost-, heilsbedürftig, ratsuchend an den schlichten Narren, als er in Breslau auftaucht.

Nicht weniger bunt ist das Heer seiner Widersacher zusammengesetzt, mögen sie als gedankenloses und sensationslüsternes Sonntagspublikum ihrer wohlfeilen Entrüstung mit Neck- und Schimpfworten — „Kohlrabiapostel, Giersbergerheiland" — Ausdruck geben, oder ihren dumpfen Hass gegen das Beunruhigende der edlen Erscheinung durch Steinwürfe und Schläge entladen, oder in Gestalt von Staatsanwalt, Rittergutsbesitzer und Vertreter der Landeskirche Quint als „staatsfeindliches Element" unschädlich zu machen trachten. Und alle offene und versteckte Feindschaft gipfelt in dem Faustschlag des verbrecherischen Wirtes, „der ihn mit einem tötlichen Hass gehasst zu haben schien, bis zu diesem ersehnten Augenblicke, jahrtausende lang".

Ich habe kaum einen Begriff gegeben von der Unzahl von Menschen, die alle aus ihrer Reaktion auf Quint gleichsam wider Willen ihr tiefstes Wesen offenbaren.

ZÜRICH ROBERT FAESI

(Schluss folgt.)

□□□

STAMMBUCHVERS

„Lasst uns über Zäune klettern!
Denn dazu sind Zäune da.
Lasst Laternen uns zerschmettern!
Unsre Lampen leuchten ja.

Lasst durch Sumpf und Kot uns laufen!
Straßen sind Philisterspur."
Wie wollt ihr den Schwindel taufen? —
„Individual-Kultur."

GOTTFRIED BOHNENBLUST
Aus „Gedichte", Huber, Frauenfeld 1912